

Stadtarchiv und Stadtgeschichte

Forschungen und Innovationen

**Festschrift für Fritz Mayrhofer
zur Vollendung seines 60. Lebensjahres**

Linz 2004

Archiv der Stadt Linz

HISTORISCHES
JAHRBUCH
DER
STADT LINZ
2003/2004

HERAUSGEGEBEN
VON
WALTER SCHUSTER,
MAXIMILIAN SCHIMBÖCK
UND
ANNELIESE SCHWEIGER

Umschlaggestaltung: Walter Litzlbauer
Porträtfoto Fritz Mayrhofer: Maximilian Schimböck

Für den Inhalt der Abhandlungen sind ausschließlich die
AutorInnen verantwortlich.

Der teilweise oder vollständige Abdruck von Arbeiten
aus der vorliegenden Publikation ist nur mit Bewilligung
der HerausgeberInnen nach Genehmigung der AutorInnen gestattet.

ISBN 3-900388-56-3
Medieninhaber: Archiv der Stadt Linz,
Hauptstraße 1–5, 4041 Linz
Hersteller: Trauner Druck, Linz

INHALT

Autorinnen und Autoren	7
Vorwort des Bürgermeisters der Landeshauptstadt Linz	19
Vorwort des Kulturreferenten der Landeshauptstadt Linz	21
Vorwort von Herausgeberin und Herausgebern	23
 ARCHIVTHEORIE UND ARCHIVMANAGEMENT	
Erich Wolny: Zeitgemäße Leitung des Stadtarchivs – verlangt sie eine neue Sicht der Funktion?	29
Wilhelm Rausch: „Vor fünfzig Jahren“	33
Lorenz Mikoletzky: Wozu ein Archiv?	47
Peter Csendes: Metaphern für Archive – das Archiv als Metapher?	49
Walter Schuster: Zur Strategie für Archive	57
Ferdinand Oppl: Öffentlichkeitsarbeit in Kommunalarchiven Überlegungen am Beispiel des Wiener Stadt- und Landesarchivs	73
Lukas Morscher: Zukunft der Archive – Archive der Zukunft Vorschläge für ein zukünftiges Marketing von Archiven	95
Gerhart Marckhgott: Paradigmenwechsel Das Oberösterreichische Landesarchiv vor der „digitalen Revolution“ ...	109

Josef Riegler: Digitalisierung mittelalterlicher Urkunden – Aspekte der Medienkonvertierung im Steiermärkischen Landesarchiv	119
Maximilian Schimböck: Kommunalarchive als Dienstleistungsbetriebe Das Beispiel Linz	133
Werner Matt: „Linz als das pulsierende Herz der Kommunalarchivare“ Fritz Mayrhofer und der Arbeitskreis der Kommunalarchivare Österreichs	141
Siegfried Haider: Das Oberösterreichische Archivgesetz in seinen Auswirkungen auf die Gemeinden	147
Thomas Klagian: Die Abenteuer eines jungen Archivars in Bregenz	159
Hans Eugen Specker: Arbeitsgemeinschaften zum Erfahrungsaustausch und als Interessenvertretung von Kommunalarchiven in Deutschland	165
Josef Nössing: Gemeindearchive in Südtirol Zur Geschichte der Gemeindearchive in Südtirol sowie deren Erhaltung und Pflege	173
 (STADT)GESCHICHTSFORSCHUNG – THEORIE UND PROJEKTE	
Wilfried Ehbrecht: 30 Jahre Westfälischer Städteatlas Ein regionaler historischer Städteatlas im Kontext europäischer Forschung	183
Gabriella Hauch: „Zukunft heißt erinnern“ Zur Genese der historischen Frauenforschung im gesellschaftlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Kontext	205

Peter Johanek: Stadt und Zisterzienserinnenkonvent Ausblick auf ein Forschungsprogramm	217
Anton Eggendorfer: Fünf Jahre Projekt „Netzwerk Geschichte“ in Niederösterreich Eine Bestandsaufnahme	231
Georg Heilingsetzer: Alfred Hoffmann und die Stadtgeschichte Bemerkungen anlässlich des 100. Geburtstages des Archivars, Historikers und Lehrers	241
Helmut Konrad: Universitäten in Bewegung: Zur Dynamisierung des Bildungssystems . .	253

QUELLEN

Walter Aspernig: Grundlagenforschung und Stadtgeschichte in Oberösterreich: Anmerkungen zur Edition der „Quellen zur Geschichte von Wels“	265
Leopold Auer: Materialien zur Linzer Stadtgeschichte im Haus-, Hof- und Staatsarchiv . .	273
Fritz Koller: Die „Linzer Akten“ im Salzburger Landesarchiv	279
Johannes Seidl: Von der Immatrikulation zur Promotion Ausgewählte Quellen des 19. und 20. Jahrhunderts zur biographischen Erforschung von Studierenden der Philosophischen Fakultät aus den Beständen des Archivs der Universität Wien	289
Brigitte Kepplinger: Fürsorgeakten als historische Quelle Die Betreuungsakten des Linzer Jugendamtes (1918–1950)	303

LINZER STADTGESCHICHTE

Erwin M. Ruprechtsberger – Otto H. Urban: Eine bronzena Schwertklinge vom Luftenberg – Zur Spätbronzezeit im Linzer Raum	313
Willibald Katzinger: Linz ohne Phantomzeit	327
Anneliese Schweiger: Weinbau im alten Linz	341
Georg Wacha: Albrecht Dürer in Linz	349
Herta Hageneder: Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation in Linz	355
Rainer F. Schraml: Bernhard Weidner (1640–1709) Ein Linzer Schusterssohn als Abt des Zisterzienserstiftes Wilhering in Oberösterreich	359
Alfred Ogris: Die Linzer Wollzeugfabrik und die Orientalische Kompanie: Reaktionen in Kärnten (1725/26) auf eine Privilegierung	375
Gerhard Winkler: Johann Puchner und seine Weltsprache Nuove-Roman	387
Wieland Mittmannsgruber: Bürger der Stadt Linz Erwerb, Inhalt und Verlust des Gemeindebürgerrechts im 19. und 20. Jahrhundert	395
Monika Würthinger: Gruß aus Linz Correspondenzkarten dokumentieren Bau des Neuen Domes	411
Rudolf Zinnhobler: Franz Sales Maria Doppelbauer Korrekturen zu einem Bischofsbild	427
Emil Puffer: Hans Rösler – der letzte Stadtamtsleiter von Urfahr	441

Oskar Dohle: Geld für den Krieg Die Kriegsanleihe-Zeichnungen der Städte Linz und Urfahr im Ersten Weltkrieg	457
Andrea Kammerhofer: „Lebende Bilder“ in Linz	475
Harry Slapnicka: Knapp über der Wahrnehmungsgrenze Oberösterreichs Gauleiter der DNSAP fast so bedeutungslos wie die Partei selbst – weit über Hitlers Machtübernahme vom Jahre 1926 hinaus	491
Kurt Tweraser: Wirtschaftspolitik zwischen „Führerstaat“ und „Gaupartikularismus“ Eigruber und Hinterleitner: Der „Gaufürst“ und sein Wirtschaftsberater	499
Birgit Kirchmayr: Der Briefwechsel August Zöhrer – Elise Posse im Archiv der Stadt Linz Eine „Fußnote“ zur Geschichte des „Linzer Führermuseums“	515
Hermann Rafetseder: Das „KZ der Linzer Gestapo“ Neue Quellen im Rahmen des Österreichischen Versöhnungsfonds zum „Arbeitserziehungslager“ Schörgenhub	523
Michael John: Maghrebinen in Linz Beobachtungen über eine verborgene Seite der Stadt	541
Winfried R. Garscha – Claudia Kuretsidis-Haider: „Traurige Helden der Inneren Front“ Die Linzer Tagespresse und die Anfänge der gerichtlichen Ahndung von NS-Verbrechen in Oberösterreich 1945/46	561
Helmut Fiereder: Die Wiederbegründung der jüdischen Gemeinde von Linz 1945–1948	583
Johannes Ebner: Im Boot des Bischofs Franz S. Zauner „Porträts“ der Bistumsleitung	595
Siegbert Janko: Linz – Von der Stahlstadt zur Kulturstadt	607

ALLGEMEINE GESCHICHTE UND STADTGESCHICHTE

Karl Vocelka:	
Vom himmlischen Jerusalem bis Brasilia	
Zur utopischen Stadt in der Geschichte der Menschheit	625
Herwig Wolfram:	
Die Stadt der Frauen	635
Georg Scheibelreiter:	
Der König verlässt die Stadt	
Überlegungen zur räumlichen Veränderung der Herrschaft	
im 7. und 8. Jahrhundert	641
Walter Brunner:	
Neues und Interessantes zur Frühgeschichte der Stadt Graz	657
Alois Niederstätter:	
Die Städte der Grafen von Montfort und von Werdenberg	
Ein strukturgeschichtlicher Vergleich	677
Hannes Obermair:	
Vormoderne Übergangsregion?	
Die Städtelandschaft im Raum Trient-Bozen im Hoch- und	
Spätmittelalter	697
Susanne Claudine Pils:	
Wem gehört die Stadt?	
Von der Nutzung des städtischen Raums	711
Heinrich Koller:	
Stadt und Staat	
Das Hauptstadtproblem unter Kaiser Friedrich III.	719
Rudolf Kropf:	
Die spätmittelalterliche Gründung einer Kleinstadt im westungarisch-	
österreichischen Grenzraum (Stadtschlaining)	739
Roman Sandgruber:	
Die Grenzen der Stadt	749
Kurt Mühlberger:	
Bemerkungen zum Wiener Poetenkolleg	763

Franz-Heinz Hye: Ein unbekanntes, spätes Dokument – vom 11. Juni 1646 – zur Geschichte des Bauernaufstandes des Stefan Fadinger von 1626	779
Helmut Kretschmer: Zur Geschichte des Wiener Mozart-Denkmales	785
Johann Seedorf: Eingemeindungen im Stadtgebiet von Eisenstadt	797
Helmut Lackner: Ein „blutiges Geschäft“ – Zur Geschichte kommunaler Vieh- und Schlachthöfe Ein Beitrag zur historischen Städtebau- und Städtebau- technik am Beispiel Österreich	805
Wolfgang Maderthaner: Pathologie der Großstadt – Geschichten um den Praterstern	829
Evan Burr Bukey: Ein bitterer Triumph: Die Kampfmoral der deutschen Zivilbevölkerung 1941	839
Wolfgang Weber: Gibraltar liegt in Jamaika Zur Geschichte des Internierungslagers Gibraltar in Kingston 1940–1948	863
Wolfgang Neugebauer – Herwig Czech: Medizin und Gedächtnis Zum Umgang mit den NS-Medizinverbrechen in Österreich nach 1945 ..	873
Publikationen von Fritz Mayrhofer	885
Verwendete Abkürzungen und Siglen	891

MICHAEL JOHN

MAGHREBINIEN IN LINZ

Beobachtungen über eine verborgene Seite der Stadt

Im Mittelpunkt dieses Beitrags stehen Flüchtlinge, Vertriebene, Umsiedler, Aussiedler und Verschleppte, die noch während des Zweiten Weltkriegs oder nach dem Ende des Krieges aus Südosteuropa in den Großraum Linz kamen - ihre Traditionen, ihre Kultur, ihre Erinnerungslandschaften. Dem Beitrag haftet ein kurзорische Element an, die Thematik ist nicht hinreichend beforscht.¹ Es wurde daher ein teilweise essayistischer Zugang gewählt.

ERINNERUNGEN UND BEOBACHTUNGEN

Es begab sich 1973 oder 1974, vor rund dreißig Jahren also: Eine kleine Straße, nur hunderte Meter abseits der Hauptstraße, die Linz mit seinem Vorort St. Martin verbindet, ein Besuch bei Freunden. Als ich in den Garten eintrat, sah ich im Hintergrund eine größere Anzahl von Menschen. „Der Jud“ ist da“, beschied mir eine schwarzgekleidete ältere Frau und wies mit dem Kopf nach hinten. Gemeinsam mit dem Sohn des Hausherrn trat ich näher: „Mögts an Schnaps, wollts an Wein?“, wurden wir begrüßt. Eine Gruppe älterer Männer, allesamt Vertriebene oder Flüchtlinge aus dem Siedlungsgebiet der sog. Donauschwaben, war um einen kleinen Mann gruppiert. Herr Moskowitz lebte in den USA, er hatte Verwandte in Wien besucht und war in die kleine Straße in St. Martin gekommen, um einem schon betagten Mann, der ihn und seinen Vater im Jahre 1944 monatelang versteckt und damit vor der Deportation beschützt hatte, zu danken. Er hatte schon in den fünfziger Jahren Lebensmittel und Geld geschickt und war nun selbst gekommen. Man prostete sich zu, trank, die schwarzgekleidete Frau kam mit Sarma, papriziertem Speck und Sauerrahm. Ansonsten war die Runde eher schweigsam. Als Herr Moskowitz ins Nachbarhaus ging, begannen wir ein wenig herumzufragen. Nun löste der Schnaps die Zun-

¹ Kurz vor Fertigstellung dieses Beitrags ist folgender Band erschienen, der das beschriebene Defizit etwas verringert: Hermann Volkmer, *Die Volksdeutschen in Oberösterreich. Ihre Integration und ihr Beitrag zum Wiederaufbau des Landes nach dem Zweiten Weltkrieg*. Grünbach 2003.

gen: „Wisst's ihr, warum er ihm geholfen hat? Weil er selber a Jud is!“, meinte ein Anwesender auf unsere Frage. „Aber nur ein Halberter“ entgegnete der Angesprochene und nach einer Pause: „Eigentlich ja gar keiner!“ Der Stiefvater sei Jude gewesen, der Halbbruder somit sogenannter Halbjude nach NS-Diktion. „Aber stimmt doch nicht. Du bist doch einer, zumindest ein Viertelter!“ Heftiger Widerspruch, und: „Du hasts notwendig, Du bist eigentlich ein halber Ungar und ein halber Jugo.“ So folgten Rede und Gegenrede.

Herr Moskowitz war mittlerweile zurückgekommen und unterhielt sich plötzlich mit einem anderen Herrn, der mir besonders „deutsch“ erschienen war, in raschem Ungarisch. Überrascht fragte ich den Mann: „Sind Sie etwa auch Ungar?“ Nein, er habe sich aber nach dem „Zusammenbruch“ im Banat als Ungar ausgegeben, um in ein Lager für Ungarn zu kommen. Als Deutscher wäre man sogleich „nach Russland“ gekommen oder hätte um sein Leben fürchten müssen. „Aber Du hast schon vorher Ungarisch können, glaubts ihm nix!“, feixte ein Greis, der auf eine Sense gestützt zugehört hatte. Und in dieser Art ging es dann noch einige Zeit weiter, seltsame Erzählungen lösten einander ab. Die ganze Episode ist mir als jungem Burschen im Gedächtnis haften geblieben, weil sie so skurril war. Mit Geschichte hatte ich damals noch nicht viel im Sinn.

Vor einigen Jahren dann, mittlerweile bereits als professioneller Historiker, sprach mich ein Lehrer an: man habe meine Aufsätze gelesen, wisse, dass ich mit der Thematik befasst sei und ob mir bei meinen Recherchen jemals Michael L. untergekommen sei, geboren am 27. Mai 1925 in Bukarest, in den 1970ern in Linz verstorben. Aber das sei auch schon alles an Informationen: Seine Gattin sei L.s Tochter und da sie so wenig über ihren Vater wisse – Zeit seines Lebens habe sie sich dafür wenig interessiert – doch jetzt habe sie zu recherchieren begonnen. Sie habe sich unter ehemaligen jüdischen D.P.'s in Linz umgehört und recht wenig und dabei auch nur sehr widersprüchliche Berichte erhalten. Ich habe in den Akten nachgesehen und außer divergierenden Geburts- und Berufsangaben fast nichts herausbekommen. Vor einigen Jahren unternahm ich mit Studenten eine Exkursion nach Czernowitz; es fuhr eine Studentin mit, deren Eltern und Großeltern aus der Region kamen. Auch hier gab es widersprüchliche Erzählungen, die Nationalität des Großvaters war unklar, er habe zwar wunderbare Geschichten erzählen können, aber, was er eigentlich gewesen sei, wisse man nicht. Er habe Rumänisch, Deutsch, Ungarisch, Ukrainisch und sogar etwas Jiddisch gesprochen, vielleicht könne man in den Czernowitzer Archiven etwas herausfinden. Dort scheiterten wir sogar dabei, das Geburtsdatum der Tante herauszufinden, die von sämtlichen Familienmitgliedern verdächtigt wird, sich jünger gemacht zu haben.

Und schließlich sei hier noch die Geschichte des ‚feschen Emil‘ erwähnt: Der Sohn rumänischer „Fremd“- oder Zwangsarbeiter hat sich in seinen jüngeren Jahren als ehemaliger Unteroffizier der rumänischen Marine dargestellt und dabei vor allem bei Frauen Eindruck gemacht. Ein Verwandter schwört hingegen

gen, der Mann habe weder jemals einen rumänischen Uniformrock, schon gar nicht den eines Chargen, noch ein Schiff der Schwarzmeerflotte gesehen. Seine Gattin weiß bis heute nicht, was wahr und falsch ist. Und Johann G. aus der Ostslowakei erzählte nach verschiedenen Seiten hin Unterschiedliches über seine Muttersprache, seine Odyssee nach Linz und schließlich auch über seinen Staatsbürgerschaftserwerb.² In einer Diplomarbeit wurde vor einiger Zeit versucht, den Geschehnissen in nur einer Familie nachzugehen: Der Autor konnte seine Narrativinterviews nur unter großem Aufwand erstellen und auch dann war es schwierig, in den vielen Abschweifungen, Ungenauigkeiten und unterschiedlichen Versionen konkrete Strukturen festzumachen.³

MYTHOMANEN UND VERSUNKENE WELTEN

Eine bizarre und etwas verwirrende Welt gilt es hier anzusprechen. Maghrebinen nennt sie Gregor von Rezzori (1914–1998), um die exotische Qualität besonders herauszuheben.⁴ Diese Welt eröffnet sich dem wissenschaftlichen Zugriff nicht gerade mit Leichtigkeit: Die Dokumente der ehemaligen D.P.'s und Flüchtlinge sind in den Kriegs- und Nachkriegswirren meist verlorengegangen, ebenso wie schriftliche Aufzeichnungen und Fotografien. Als eine Hauptquelle bleibt somit nur die mündliche Befragung, und dies ist, wenn es um die Erhebung von Fakten geht, an und für sich bereits eine problematische Quelle. Das menschliche Gedächtnis ist kein Kopierapparat, sondern es arbeitet selektiv und lückenhaft, das Geschehene wird von nachfolgenden Erinnerungen und Geschehnissen vielfach überlagert und beeinflusst. Zu diesem Grundproblem kommen noch weitere Bedingungen, die eine Erhebung erschweren: Die Rede ist hier in erster Linie von Jugoslawien, dann von der Ukraine, die heute weite Teile der altösterreichischen Kronländer Galizien und Bukowina (dt. Buchenland) umfasst, und Rumänien, mit der Bukowina (bis 1940) und Siebenbürgen.

Es ist sinnvoll, sich in dieser Frage auch an den Ergebnissen der Literaturwissenschaft und anderer kulturwissenschaftlicher Fächer zu orientieren. Von diesen Fächern wurde im Kontext interdisziplinärer Forschung und in Kooperation mit

² Im Rahmen einer von mir geleiteten Lehrveranstaltung an der Universität Linz wurden 1994/95 Interviews mit Vertriebenen durchgeführt. Dabei wurden vielfach Widersprüchlichkeiten deutlich, vgl. dazu Peter Frittajon und Sylvia Müller, Vertriebene Volksdeutsche im Großraum Linz. Biographische Ausschnitte zu Vertreibung, Ankunft und Integration. In: Prinzip Hoffnung. Linz zwischen Befreiung und Freiheit. Red. von Willibald Katzinger und Fritz Mayrhofer (Katalog des Stadtmuseums Linz - Nordico 61). Linz 1995, 249–269.

³ Vgl. dazu Robert Kohl, Die Umsiedlerlager der Buchenlanddeutschen in Linz-Ebelsberg und ihre Bedeutung für den Aufbau der Linzer Großindustrie. Dipl.-Arb. Linz 1995, Anhang 1–140.

⁴ Vgl. Gregor von Rezzori, Maghrebinische Geschichten. Hamburg 1953; Gregor von Rezzori, 1001 Jahre Maghrebinen. Neue Legenden, Schwänke und Anekdoten aus Balkanesien. Reinbek 1967.

den historischen Wissenschaften einiges geleistet.⁵ Aus dem südosteuropäischen Raum stammen eine Reihe von Schriftstellern wie Gregor von Rezzori, Leo Katz oder Georg Drozdowski, denen eine Neigung zur Mythenbildung, zum Fabulieren, zur „seltsamen“ und „sonderbaren“ Geschichte, zum Pittoresken nachgesagt wird. Der bekannteste Schriftsteller in diesem Kontext war sicherlich Josef Roth (1894–1938) aus dem galizischen Brody, der den Kult des Mythos so weit betrieb, dass er auch seine eigene Person einbezog. Es entstand ein Gewebe von Geschichten, Legenden und Anekdoten um seine Person, die sich nicht mehr entwirren ließen. Ein Biograph hat ihn daher als „Mythomanen“ bezeichnet, als einen Menschen, der beständig kleine Legenden schuf.⁶ Diese Mythomanie ist jedoch nicht nur als Eigenschaft des Dichters zu sehen, sie steht auch im kulturellen Kontext der Region, einer Region, die durch Mehrsprachigkeit und dem Zusammenwirken verschiedener Kulturen geprägt war ebenso wie durch die aliterale Kultur der Erzählung. Diese gehörte zur Kultur des „kleinen Mannes“ vor der Einführung von Radio und Fernsehen. Witz, Humor, Freude am Grotesken und Spaßhaften waren erheblicher Teil der Alltagskultur.

Georg Drozdowski hält in seinem Erinnerungsbuch „Damals in Czernowitz“ gleich eingangs fest, dass es bei den Erinnerungen an diese Vergangenheit, ihm, dem sich Erinnernden, nicht darum ginge, historische „Wahrheit“ aufzuzeichnen, und dass dies auch sehr schwierig sei: „Wen gelüstet es schon, Historie zu schreiben, wo es doch um das geht, was den Charakter, das Klima, den – überstreichen wir getrost – Zauber angeht?“⁷ Doch wenn es den bereits genannten Schriftstellern trotz aller widrigen Umstände möglich war, sozusagen „darauf los“ zu fabulieren, so mussten die meisten Menschen aus diesen Regionen Erfahrungen machen, die der Fabulierfreude entgegenwirkten, womit möglicherweise das Doppelspiel von Schweigsamkeit und Mythenbildung erklärt werden kann. Der Faschismus erfasste Osteuropa mit enormer Wucht, und auch die Gegenkräfte waren nicht demokratisch, sondern fungierten in Form eines Gewaltregimes. Ab 1939/40 konnte ein falsches Wort die Deportation, eine „falsche“ Komponente in der Herkunft den Tod bedeuten. Und in Ost- und Südosteuropa wurde in der Zeit 1940–1946 in brutaler Form ethnisch und „rassisch“ gesäubert. Rasch begriff man den Wert der Schweigsamkeit und Zurückhaltung,

⁵ Vgl. dazu Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa. Hrsg. von Jacques Le Rider, Moritz Csáky und Monika Sommer (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 1). Innsbruck 2002; Speicher des Gedächtnisses. Hrsg. von Moritz Csáky und Peter Stachel (Passagen Orte des Gedächtnisses). Wien 2001; Die Verortung von Gedächtnis. Hrsg. von Moritz Csáky und Peter Stachel (Passagen Orte des Gedächtnisses). Wien 2001; Mehrdeutigkeit. Die Ambivalenz von Gedächtnis und Erinnerung. Hrsg. von Moritz Csáky und Peter Stachel (Passagen Orte des Gedächtnisses). Wien 2003; Inszenierungen des kollektiven Gedächtnisses. Eigenbilder, Fremdbilder. Hrsg. von Moritz Csáky und Klaus Zeyringer (Paradigma: Zentraleuropa 4). Wien 2002.

⁶ Vgl. David Bronsen, Joseph Roth. Eine Biographie. Köln 1993.

⁷ Georg Drozdowski, Damals in Czernowitz und rundum. Erinnerungen eines Altösterreicher. Klagenfurt 1984, 10.

die lebensrettend sein konnte. Auch Gerüchte konnten schaden. Diese Haltung hat sich bei vielen Menschen tief eingegraben. In Öffentlichkeit und Politik traten diese Menschen in Oberösterreich daher auch kaum ein. Andererseits wurden bei jenen, die in den Raum Linz gekommen waren, nach einer Zeit wieder die alten kulturellen Traditionen virulent: Außerdem war Flexibilität in der Nachkriegszeit durchaus von Vorteil. Es galt die richtigen Antworten zu geben, wenn man etwa dahin oder dorthin fahren wollte, in dieses oder jenes Lager wollte, diese oder jene Unterstützung benötigte. Diverse Sprach- und Kulturkenntnisse waren daher von zusätzlichem Wert. So wurden Menschen zu „Deutschen“, deren Akzent heute noch hörbar ist.

Jede erzählte Lebensgeschichte stellt an sich eine subjektive Konstruktion dar, die in einem Spannungsverhältnis zur sozialen Wirklichkeit steht.⁸ Viele Erzählungen ehemaliger Displaced Persons, Flüchtlinge oder Vertriebener wirken in diesem Kontext widersprüchlich, sonderbar und seltsam. Ein Grund dafür ist, dass die Welt, von der die Rede ist, selbst unwirklich ist, dass es sie schon lange nicht mehr gibt. In den Erzählungen wird versucht, eine versunkene Welt durch das Wort dauern zu lassen. So wichtig es ist, in diesem Zusammenhang die Fabulierfreude als Teil kultureller Traditionen herauszustellen, letztlich gilt es doch auch den breiteren Kontext zu wahren. Die Erzählungen sind oft Ausdruck von Identitätsproblemen, von Heimatverlust und Sehnsucht. Sie haben kein Pendant mehr in der Wirklichkeit, sondern basieren auf dem schwankenden Boden nicht mehr existierender Gesellschaften. Die Welt der ehemaligen Displaced Persons ist häufig eine wenig glückliche: Vor allem viele der älteren Flüchtlinge versuchten in Oberösterreich in der Erinnerung, in der Vergangenheit zu leben, in einer Zeit, als Ethnien und Kulturen einigermaßen miteinander auskamen; In einer Vergangenheit allerdings, die nicht mehr wiederkommt und mit einer Sehnsucht, die nicht erfüllt werden kann, da es die versunkene Welt nicht mehr gibt.

WO LIEGT MAGHREBINIEN?

Maghrebinen wurde mit den „Maghrebinischen Geschichten“ erfunden. Das Buch, eine Sammlung von Anekdoten und Legenden, erschien 1953 und machte den damals 39-jährigen Gregor von Rezzori berühmt. Dieser Ruhm ist geblieben und hat zur Kennzeichnung Rezzoris geführt: Er galt immer als der Autor der „Maghrebinischen Geschichten“. Doch ist ihm hier ein klassisches Buch gelungen, das sich bis zu einem gewissen Grad von seinem Autor gelöst hat und für sich weiterbesteht, als wäre es ein später Ableger von *Tausendundeiner Nacht*. Der Konnex mit der arabischen Welt ist nicht zufällig; er soll das Mythische,

⁸ Vgl. Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Hrsg. von Martin Kohli und Günther Robert. Stuttgart 1984.

Mystische und Exotische der Erzählungen betonen. „Maghreb“ bedeutet auf Arabisch „Westen“ und es bezeichnet die westmoslemischen Staaten und Kulturen Nordafrikas. Die deutsche Endung „inien“ macht die Erfindung des Autors vollständig.⁹ Gleich zu Beginn formuliert Rezzori: „(Maghrebinien) ist in keinen Atlas eingezeichnet und auf keinem Globus zu finden. Manche behaupten, es liege im Südosten – oder gar: es sei schlechthin der Südosten damit gemeint. Aber, was ist Südosten, ich bitte Sie?“ Rezzori „präzisiert“ in weiterer Folge: „Die wahren, die eigentlichen Grenzen Maghrebinens liegen im Herzen und in der Seele seiner Menschen.“¹⁰

Dennoch erscheint uns das Phantasieland südostlich-balkanisch. Dabei handelt es sich um einen idealisierten Balkan im weitesten Sinne.¹¹ Claudio Magris spricht vom „Märchenantlitz Kakaniens in seiner südosteuropäischen Spielart“.¹² Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass man noch konkreter werden kann. Mit „Maghrebinien“ nähert sich Rezzori auch an seinen Geburtsort Czernowitz und an das ehemalige österreichische Kronland Bukowina an. Nichtsdestoweniger bezieht sich „Maghrebinien“ nicht nur auf Czernowitz und die Bukowina und überdies ist das Land eben Fiktion. Der Rahmen des Irrealen wird durch eine phantastische Topographie abgesteckt, deren Spielräume eher diffus in den Dimensionen des Subjektiven und des Narrativen angesiedelt sind. Irreales und eigenartige Geschichten dominieren die „Maghrebinischen Geschichten“. So begegnen wir in der Hauptstadt Metropolis dem Woiwoden Przyislaw Karakriminalowitsch, dem Schreiber Syphonius Appolinaris, dem Dwornik Michael Kantakukuruz, der Schönen Kyra Kyralina, dem Rabbi Schalom Madochaj und dem wirtschaftlichen Genie Kleptomanowitsch. Der rumänische Literaturwissenschaftler Andrea Corbea-Hoisie hat eindrucksvolle Artikel sowohl über Czernowitz als auch über „Maghrebinien“ im Sinne ihrer Funktion als „Gedächtnisorte“ geschrieben und dabei auf die spezifische Wahrnehmung in „Maghrebinien“ aufmerksam gemacht. „Ja“ wird zu „Nein“ und „Nein“ zu „Ja“, das Verbot zu stehlen, wird zur Erlaubnis zu nehmen.¹³ Corbea-Hoisie weist schließlich auf die zentrale Vorstellung Rezzoris hin, die „Vergangenheitsbewältigung durch Fingieren“.¹⁴

Nun, bei aller Fiktion – die offenkundige Basis, das reale Reservoir für das Phantasieland Maghrebinien, die k. k. Regionalmetropole Czernowitz und das

⁹ Vgl. dazu Andrei Corbea-Hoisie, Gedächtnisort „Maghrebinien“. Eine Lesehypothese. In: Die Verortung von Gedächtnis (wie Anm. 5), 151–162.

¹⁰ Rezzori, Maghrebinische Geschichten (wie Anm. 4), 7 und 9.

¹¹ Was unter „Balkan“ zu verstehen sei, ist umstritten. Rezzori selbst zählte Czernowitz nicht zum „Balkan“, im kolloquialen Umgang verwendete er diese Zuschreibung aber doch. Vgl. Gregor von Rezzori, *Mir auf der Spur*. München 1997, 78.

¹² Claudio Magris, *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg 1966, 304.

¹³ Vgl. Corbea-Hoisie, Maghrebinien (wie Anm. 9), 155.

¹⁴ Ebenda, 161.

Kronland Bukowina gab es tatsächlich – zumindest bis zum Zusammenbruch der Habsburgermonarchie. Zur Jahrhundertwende galt Czernowitz als Abbild der Monarchie im Kleinen – als Vielvölkerstadt. Die Deutschen waren die stärkste Sprachgruppe, davon waren mehr Juden als Nichtjuden. Dann folgten die Ukrainer, damals Ruthenen genannt, sodann Rumänen, Polen und sonstige kleinere Volksgruppen, etwa Armenier, aber auch die legendären, vor allem im Karpatengebiet heimischen Huzulen, die von den Goten abstammen sollen. Neben den Volksgruppen gab es auch eine ganze Reihe von religiösen Bekenntnissen: In Czernowitz lebten Juden, Katholiken, Protestanten, Griechisch-Orientalische, Griechisch-Katholische, Russisch-Orthodoxe, Armenisch-Katholische, Armenisch-Orientalische Bürger und schließlich auch noch einige hundert Lippowanner, Angehörige einer priesterlosen Sekte. Gregor von Rezzori beschrieb daher die Stadt seiner Kindheit mit den Worten: „Meine Heimatstadt hat Weltruhm erworben ... (mit einem) guten Dutzend von ethnischen Gruppen, Sprachen, Glaubensbekenntnissen, Temperaturen und Lebensgewohnheiten. In Czernowitz gab es keine ethnischen Spannungen.“¹⁵

Der Mythos des einst spannungsfreien Zusammenlebens in Czernowitz ist weitverbreitet. In der Realität waren jedoch Spannungen gegeben, auch antisemitische Auslassungen kamen vor. Es gibt aber eine Reihe von Hinweisen auf eine vergleichsweise konsensuale Atmosphäre, die mehr sind als bloße Nostalgie: 1905 wurde ein bukowinischer Ausgleich der Nationalitäten geschaffen, der in anderen Regionen der Monarchie nicht zustande gekommen ist. Ferner wurde ein Wahlrecht ausgearbeitet, das alle größeren Volksgruppen befürworteten. Die Repräsentanten der Konfessionen trafen sich regelmäßig. Vor den hohen Feiertagen gratulierten einander immer die Geistlichen der diversen Religionen. In diesem Sinn kann Czernowitz als Gegenmodell zu der in der Doppelmonarchie üblichen Tendenz zur Assimilation gesehen werden, als Kontrapunkt zum Modell Schmelzriegel.¹⁶ In der Reichshauptstadt etwa wurden aus den hunderttausenden Zuwanderern letztendlich deutschsprachige Wiener und Wienerinnen geformt, in Czernowitz existierte eine multiethnische Gesellschaft, in der die Bewohner selbst häufig mehrsprachig waren.¹⁷ Die bukowinische Hauptstadt war seit 1875 Universitätsstadt, die Unterrichtssprache war bis 1918 Deutsch.¹⁸ Czernowitz

¹⁵ Gregor von Rezzori, Heimkehr nach Tschernopol. In: *Mein Elternhaus. Ein österreichisches Familienalbum*. Hrsg. von Georg Markus. Düsseldorf-Wien-New York 1990, 295 f.

¹⁶ Vgl. Michael John und Albert Lichtblau, Mythos „deutsche Kultur“. Jüdische Gemeinden in Galizien und der Bukowina. Zur unterschiedlichen Ausformung kultureller Identität. In: *Studien zur Geschichte der Juden*. Hrsg. von Martha Keil und Eleonore Lappin (Handbuch zur Geschichte der Juden in Österreich, Reihe B, 3). Wien 1998, 81–121.

¹⁷ Vgl. Hannelore Burger, Mehrsprachigkeit und Unterrichtswesen in der Bukowina 1869–1918. In: *Die Bukowina. Vergangenheit und Gegenwart*. Hrsg. von Ilona Slawinski und Joseph P. Strelka. Bern-Berlin-Frankfurt-New York-Paris-Wien 1995, 93–128.

¹⁸ Vgl. dazu Glanz und Elend der Peripherie. 120 Jahre Universität Czernowitz. Hrsg. von Ilona Slawinski und Joseph Strelka. Bern 1998.

und die Bukowina wurden auch als bewußt imaginierter „Westen im Osten“ bezeichnet, als Ort, wo der „Osten den Westen spielt“ und dies Teilen der Bevölkerung auch durchaus bewusst war.¹⁹

Am 11. November 1918 rückten rumänische Truppen in die Stadt ein, die Bukowina wurde eine Provinz Rumäniens. Deutsch blieb bis 1924 zweite Amtssprache, danach war es Kultur- und Umgangssprache eines großen Teils der Bevölkerung. In den dreißiger Jahren war das vergleichsweise tolerante gesellschaftliche Klima einer immer stärkeren Erosion ausgesetzt.²⁰ Das eigentliche Drama nahm ab 1940 seinen Lauf, als sowjetische Truppen die nördliche Bukowina besetzten. Im Zuge des Hitler-Stalin-Pakts einigten sich Deutschland und die UdSSR auf die Aussiedlung der nichtjüdischen deutschen Bevölkerung. Im Juli 1941 wurde das Land von den inzwischen mit Deutschland verbündeten rumänischen Truppen und der SS besetzt. Grausame Judenprogrome waren die Folge. Im Oktober 1941 hat man in Czernowitz ein Ghetto eingerichtet. Während weiter westlich die deutsche SS wütete, häufig gemeinsam mit ukrainischen Verbündeten, so waren es in Czernowitz rumänische Truppen mit ihren Handlängern. Regierungschef Ion Antonescu befahl die Deportation der Juden in die Lager Transnistriens (das Gebiet zwischen Dnestr und Bug). In den KZ-ähnlichen Lagern starben zehntausende Juden.²¹ Schließlich wurden Czernowitz und die Nordbukowina 1944 von der Roten Armee zurückerobert. Im Zuge dieser Ereignisse gelangten also mehr als 100.000 Bukowiner gen Westen – darunter tausende nach Linz bzw. Oberösterreich. Die Zahl von Mittelost- und Südost-europäern aus anderen Regionen war allerdings noch wesentlich höher als jene der Buchenlanddeutschen.

BABYLON UND BARACKENSTADT – DIE LANDESHAUPSTSTADT LINZ

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde Oberösterreich zum Mittelpunkt der von den US-Amerikanern als Displaced Persons (D.P.) bezeichneten verschleppten bzw. dislozierten Personen.²² Der Begriff D.P. war weit gefasst:

¹⁹ Vgl. Andrei Corbea-Hoisie, Czernowitz: der imaginierte „Westen im Osten“. In: Transnationale Gedächtnisorte (wie Anm. 5), 79–98, hier bes. 97 f.

²⁰ Hermann Sternberg, Zur Geschichte der Juden in Czernowitz. In: Hugo Gold, Geschichte der Juden in der Bukowina. Band 2. Tel Aviv 1962, 27–47.

²¹ Vgl. Mykola Kuschnir, Czernowitz – Stadt ohne Juden? Das Bukowiner Judentum zwischen Mythos und Realität. In: Jüdische Gemeinden. Kontinuitäten und Brüche. Hrsg. von Eleonore Lappin. Berlin-Wien 2002, 48.

²² Vgl. beispielsweise Max Kraus, Ein Jahr Völkerwanderung in Oberösterreich. 1945–1946 (Amerikamisch besetzte Zone). Linz 1947. (Max Kraus war Leiter des Amts für Umsiedlung der oberösterreichischen Landesregierung).

Die Amerikaner verstanden darunter vorerst alle Landfremden, differenziert nach alliierten (allied), neutralen (neutral) und ex-enemy D.P.s (ehemalige Feindstaaten). Darunter waren hunderttausende sogenannte Volksdeutsche aus Osteuropa zu verstehen, die entweder umgesiedelt, vertrieben oder geflüchtet waren. In den Bezirken Linz-Stadt und Linz-Land lebten rund 40 % aller „Volksdeutschen“ in Oberösterreich.²³ In Linz-Land und in Linz-Stadt wohnte 1948 nahezu die Hälfte der Volksdeutschen²⁴ in Bundes- bzw. in Magistratslagern.

Bürgermeister Ernst Koref, der von 1945 bis 1962 im Amt war, prägte das Wort von der Barockstadt Linz, die zur Barackenstadt wurde.²⁵ „Es wäre ein völlig unvollständiges Bild, wenn nicht auch über den Stand der Nichtösterreicher im Stadtgebiet von Linz berichtet würde. Sie bestimmen nicht nur zum Teile auch das Gepräge der Stadt, sondern auch das Leben in ihr und geben der Verwaltung eine nicht geringe Menge von Problemen zu lösen auf.“ Koref betonte mehrmals den „kulturellen Aspekt“ der Flüchtlingsfrage in Linz.²⁶ Koref 1950: „(Es gibt) für Linz besondere Umstände, die zu kultureller Arbeit verpflichten: der Bevölkerungszuwachs, der ein Konglomerat verschiedenartiger Menschengruppen darstellt, bedroht das heimische Element mit Überfremdung ... und verlangt dringend kulturellen Einsatz, zumal in Linz durch das fast völlige Fehlen einer geistigen Tradition nur unzureichende Kulturgrundlagen vorhanden sind.“²⁷ Aus einer „kerndeutschen Stadt“ wurde laut Koref ein „Babylon“.²⁸

Tatsächlich waren Linz und seine Umlandgemeinden (vor allem Traun, St. Martin und Haid) von der Problematik des „Displacements“ großer Bevölkerungsgruppen besonders betroffen.²⁹ Überdies war Linz schon während der NS-Zeit stark gewachsen. Die Landeshauptstadt Linz litt stark unter dem Problem der Zusammenballung von Menschen. Während des Krieges war die Wohnversorgung durch das rasche und unkontrollierte Wachstum für die Masse des Bevölkerungszuwachses unzureichend: So genannte Umsiedler aus Osteuropa, „Fremdarbeiter“ und Zwangsarbeiter lebten damals bereits in Baracken zusam-

²³ OÖLA, Ums., Fasz. 14/52, 1. Oktober 1948 bzw. Personenstandsaunahme vom 10. Oktober 1948.

²⁴ „Volksdeutsch“ und „sudetendeutsch“ sind nicht als wissenschaftlich korrekte Begriffe anzusehen; „volksdeutsch“ hatte ursprünglich eine ideologische Färbung, unter „sudetendeutsch“ werden sämtliche deutschsprachige Gruppen Böhmen und Mährens subsummiert, während der Gebirgszug der Sudeten sich in Sachsen, Polen und Nordtschechien befindet. Beide Begriffe sind mittlerweile vollständig in die österreichische Alltagssprache integriert. Nachdem klargestellt ist, dass es sich hier ursprünglich um keine korrekte Begriffssbildung handelt, wird auf eine beständige Kennzeichnung in Anführungszeichen, außer zum Zweck der besonderen Abhebung, verzichtet.

²⁵ Vgl. Linz heute. Linz aujourd’hui. Buch der Stadt Linz. Hrsg. v. Hanns Kreczi. Linz 1950, 7.

²⁶ Ernst Koref, Vier Jahre Aufbuarbeit der Stadtgemeinde Linz. Linz 1949, 92 f.

²⁷ Ernst Koref, Die Linzer Frage. In: Linz heute (wie Anm. 25), 11.

²⁸ Ernst Koref, Vier Jahre Aufbuarbeit (wie Anm. 26), 4.

²⁹ Vgl. dazu genauer Michael John, Bevölkerung in der Stadt. „Einheimische“ und „Fremde“ in Linz (19. und 20. Jahrhundert) (Linzer Forschungen 7). Linz 2000, 285–313.

mengepercht am Rande der Stadt.³⁰ Ab 1944 setzte der Bombenkrieg ein, der die Stadt empfindlich traf: Tausende Wohnungen waren zu Kriegsende zerbombt oder so schwer beschädigt, dass sie unbenützbar waren. Die Straßen der Stadt waren an vielen Stellen zerstört. Die Versorgungslage wurde als katastrophal bezeichnet, Seuchengefahr war gegeben. Im Winter herrschte gravierender Mangel an Heizstoffen.³¹ Die Donau bildete seit 1. August 1945 die Demarkationslinie zwischen der russischen Zone im Norden und der amerikanischen im Süden. Im sowjetischen Teil, in Urfahr und im Mühlviertel, wurden weder Flüchtlinge noch Displaced Persons betreut, die bestehenden Lager wurden aufgelöst.³² Dies hat die Situation südlich der Donau weiter verschärft.³³

Der Anteil der offiziell als „volksdeutsch“ bezeichneten Flüchtlinge in der Stadt hatte etwas unter 20 % betragen. Im Großraum Linz (Stadt, Vororte, Umlandgemeinden) war der Prozentsatz noch höher. Nach einer Statistik des Amtes für Umsiedlung stieg der Anteil der Volksdeutschen an allen „Displaced Persons“ von rund 30% im Jahre 1945 auf mehr als 83 % im Jahre 1951, der Anteil der fremdsprachigen und jüdischen D.P.s war deutlich gesunken.³⁴ Das Problem nahm deswegen auch nach den ersten beiden Nachkriegsjahren eine enorme Dimension ein, da trotz der großen Rückführungen und Abwanderungen immer wieder neue Flüchtlinge in den Raum Linz kamen. Damit unterschied sich Linz deutlich vom restlichen Oberösterreich, wo die Zahl der Landfremden wesentlich rascher abgebaut wurde. Gliedert man die Bevölkerung nach In- und Ausländern, so ergab die Personenstandsaufnahme vom 10. Oktober 1948 exklusive Militärpersonen im Linzer Stadtgebiet 34.817 Ausländer (= 19 % der Einwohner), die allerdings ungleich verteilt waren: Es lebten nämlich 33.948 Ausländer und Staatenlose in Linz südlich der Donau, das waren 23 % der Bevölkerung des amerikanischen Sektors und 869 bzw. 3 % in den nördlich der Donau gelegenen Stadtteilen (Urfahr etc.).³⁵

Die ethnische Zuschreibung „deutsch“ ist bei den Vertriebenen und Aussiedlern nur zum Teil zutreffend. Beispielsweise wurden aus der in Rumänien (bzw.

³⁰ Vgl. dazu unter anderem Helmut Lackner, Von der Gartenstadt zur Barackenstadt und retour. In: HistJbL 1986 (1987), 217–271; Hermann Rafetseder, Der „Ausländereinsatz“ zur Zeit des NS-Regimes am Beispiel der Stadt Linz. In: Nationalsozialismus in Linz. Hrsg. von Fritz Mayrhofer und Walter Schuster. Band 2. Linz 2001, 1107–1269.

³¹ Linz heute (wie Anm. 25), 7.

³² Vgl. Harry Slapnicka, Für deutschsprachige Heimatvertriebene: Erste Raststätte auf der Weiterwanderung: Eingliederung in Österreich, In: Prinzip Hoffnung. Linz zwischen Befreiung und Freiheit. Red. von Willibald Katzinger und Fritz Mayrhofer (Katalog des Stadtmuseums Linz-Nordico 61). Linz 1995, 194 ff.

³³ AStL, Neue Registratur, Besatzungsamt, Sch. 69. Wochenbericht des Magistrats Linz vom 15. März 1946, Bericht über den Sanitätsbericht der Landesregierung, S. 3.

³⁴ Vgl. Das D.P. Problem. In: Linz heute (wie Anm. 25), 38; Statistisches Jahrbuch der Stadt Linz 1951 (1952), 28 f.

³⁵ Statistisches Jahrbuch der Stadt Linz 1947/48 (1949), 37.

der Sowjetunion) gelegenen Bukowina 1940/41 im Zuge von Umsiedlungsverträgen insgesamt 95.770 Personen umgesiedelt, um 20.237 Personen mehr als nach der letzten Volkszählung „Deutsche“ vorhanden waren. Berücksichtigt man noch die Zahl der in der Südbukowina verbliebenen Deutschen (rund 7.000), dann waren es 27.000–28.000 Personen mehr als die rumänische Statistik ausgewiesen hat.³⁶ In Wirklichkeit bestand ein Teil dieser vertriebenen, geflüchteten oder ausgesiedelten Personen aus zwei- oder mehrsprachigen Mittel- bzw. Osteuropäern, wenngleich sie in Oberösterreich im Alltag in erster Linie die deutsche Sprache verwendeten. Diese ethnische Gemengelage traf vor allem für Bessarabien-, Bukowina-, Russland- und Jugoslawien-Aussiedler, Vertriebene oder Flüchtlinge zu.

Die sogenannten Volksdeutschen waren in sich also stark strukturiert – in die Großgruppen der aus Böhmen und Mähren bzw. aus Mittelost- und Südosteuropa stammenden Flüchtlinge. Die weitere Typisierung unterscheidet nach der jeweiligen genauen regionalen Herkunft. Volksdeutsche waren als ex-enemy D.P.s deutlich von den alliierten, jüdischen D.P.s zu unterscheiden. Über Konflikte vor allem zwischen sudetendeutschen Lagerverantwortlichen und dem jüdischen Zentralkomitee in Linz wird berichtet.³⁷ Und es gab noch weitere Gruppen: zum einen die ehemaligen Zwangsarbeiter, vor allem aus Polen, der Ukraine, Russland und der Tschechoslowakei sowie aus Jugoslawien und Griechenland.³⁸ Zum anderen sind Gruppen von Personen zu nennen, die freiwillig ins nationalsozialistische Deutschland gekommen waren oder sich zumindest freiwillig gemeldet haben bzw. mit den Nationalsozialisten kollaboriert haben (bei aller Problematik, die mit diesem Begriff verbunden ist). Simon Wiesenthal hat namens des Jüdischen Zentralkomitees in Linz die US-Armee wiederholt auf das Faktum des Aufenthalts dieser Personen aufmerksam gemacht: „There have been thousands of Russians (Wlassow-Army), Ukrainians, Latvians, Lithuanians, Estonians, former members of SS-divisions interned in the American camps in Linz-Wegscheid and Kleinmünchen, besides those who succeeded in getting civilian clothes when the Third Reich collapsed.“³⁹ Aber auch hinsichtlich der sudetendeutschen und südosteuropäischen D.P.s wurde die Frage diskutiert.

³⁶ Vgl. Rudolf Wagner, Die Umsiedlung der Buchenlanddeutschen vor 50 Jahren. In: Mit Fluchtgepäck die Heimat verlassen ... 50 Jahre nach der Umsiedlung der Buchenlanddeutschen. Hrsg. von Irma Bornemann und Rudolf Wagner. Stuttgart-München 1990, 22 ff.

³⁷ Vgl. zum Beispiel Yad Vashem, Akt 037/10, Internationales Komitee für durchreisende jüdische KZ-ler und Flüchtlinge, Protokoll der gemeinsamen Sitzung des Vorstandes und Beirates vom 14. September 1945 (Konflikte mit sudetendeutschen Lagerkomitees).

³⁸ Zur Erinnerungswelt der ehemaligen Zwangsarbeiter und „Fremdarbeiter“ vgl. Karl Fallend, Zwangsarbeit – Sklavenarbeit in den Reichswerken Hermann Göring am Standort Linz. (Auto-)Biographische Einsichten (NS-Zwangsarbeit: Der Standort Linz der Reichswerke Hermann Göring AG Berlin, 1938–1945 2). Wien-Köln-Weimar 2001.

³⁹ Jewish Historical Documentation (Simon Wiesenthal) to IRO Chief Eligibility Officer, Linz October 20 1948. YIVO Archives, New York. Record Group 294.4, microfilm 490, roll 5, frame 951 ff.

tiert, wie weit verbreitet nationalsozialistische Anschauungen in diesen Gruppen waren und inwieweit junge Männer vor allem aus Böhmen, Mähren und Siebenbürgen ein Reservoir für die SS dargestellt haben.⁴⁰ Fraglos war teilweise eine große Verstrickung in das NS-System gegeben.

Die Mischung der verschiedenen D.P.- und Flüchtlingsgruppen war jedenfalls brisant. Erst durch gezielte und anhaltende Repatriierungs- und Auswanderungsaktionen wurde das Problem entschärft. Die öffentliche Meinung begriff vor allem die „fremden“, nicht aber die „volksdeutschen“ D.P.s als Problem. Die südosteuropäischen Vertriebenen konnten jedoch nie ganz sicher sein, dass die Angriffe nicht auch ihnen galten: „Wir möchten sie los sein!“ titelte die sozialdemokratische Arbeiter-Zeitung am 21. August 1946 und meinte damit die Displaced Persons. Unter Bezugnahme auf die Lager in Salzburg und Oberösterreich hieß es: „Wir wollen keine Nester ausländischer Verschwörer ... wir wollen auch keine Ansammlungen unglücklicher, unbeschäftigte und überreizter Juden, die unvermeidlich dem antisemitischen Geflüster Vorschub leisten. Wir wollen keine Brutstätten des Elends und auch keine Lager ausgefütterter Nichtstuer. Wir wollen vor allem keine Scharen ausländischer Schleichhändler und Desperados ... Fort mit all dem!“⁴¹

Bürgermeister Koref war Sozialdemokrat und er setzte sich nachhaltig für Anliegen der Volksdeutschen ein, wie seiner Amtskorrespondenz entnommen werden kann: „Ich werde für eine wirtschaftliche Besserstellung eintreten“, schrieb er 1946: „Wir brauchen auch in Linz Arbeitskräfte ... wir wollen auch Industriearbeiter, vor allem die Glasarbeiter aus dem Gablonzer Gebiet, Arbeiter aus dem Erzgebirge, auch für die Verstaatlichte Industrie ... Banatdeutsche und Siebenbürgerdeutsche könnten dagegen in der Landwirtschaft eingesetzt werden ...“⁴² Später betonte Koref „daß ich für die Lage der Volksdeutschen in Österreich in psychologischer und materieller Hinsicht volles Verständnis besitze. Ich betrachte die Heimatlosigkeit und die mit ihr verbundene Entwurzelung und existentielle Unsicherheit als ein furchtbares Unglück ...“⁴³ Er setzte sich für

⁴⁰ Vgl. beispielsweise National Archives, Washington, RG 260/18/91 IADP Denaz, Special Reports: Displaced Persons, Denazification and Internees, Border Crossing and Smuggling, 28. Februar 1947, Headquarter Civil Censorship Group Austria US, zit. nach Kurt Tweraser, US-Militärregierung Oberösterreich, Band 1. Sicherheitspolitische Aspekte der amerikanischen Besatzung in Oberösterreich-Süd 1945–1950. Linz 1995, 333 sowie OÖLA, Landesregierung, Präs. 1947, Sch. 6, Akt Zl. 20.218/1 vom 25. Februar 1947; Vgl. zum Beispiel Yad Vashem, Akt 039/10 und 040/10, Internationales Komitee für durchreisende jüdische KZ-ler und Flüchtlinge, Besprechung der Ereignisse vom Oktober und November 1945.

⁴¹ Arbeiter-Zeitung vom 21. August 1946, 1 f.

⁴² AStL, Neue Registratur, Besatzungsamt B 55, Flüchtlingslager für Österreicher, Schriftverkehr und Beschwerdebriefe Lager Schloßkaserne.

⁴³ Vgl. AStL, Akten des Bürgermeisters Dr. Ernst Koref, 1945–1962, Sch. 345, Sammelmappe Volksdeutsche. Brief Ernst Koref an die Zentralberatungsstelle der Volksdeutschen in Linz, Seilerstraße 14, vom 10. Jänner 1950.

eine rasche Verleihung der österreichischen Staatsbürgerschaft ein, seine Präferenz galt dabei den Sudetendeutschen, was wohl mit seinem persönlichen familiären Hintergrund zusammenhing.⁴⁴

Die Bemühungen um eine wirtschaftliche Integration der Volksdeutschen in Linz waren erfolgreich, dies zeigt sich etwa am Beispiel der verstaatlichten oder im sonstigen öffentlichen Besitz befindlichen Betriebe. In der Belegschaft der VÖEST, ehemals Hermann Göring-Werke, waren merkbare Veränderungen vor sich gegangen: Das erhebliche Kontingent reichsdeutscher Arbeiter wurde abgebaut; viele österreichische Arbeiter, die in der NS-Zeit eingestellt worden waren, konnten jedoch auf ihren Arbeitsplätzen bleiben. Die ausländischen Zwangsarbeiter wurden befreit, befanden sich in D.P.-Camps oder wurden repatriiert. Als neue Arbeitskräfte wurden die deutschsprachigen Vertriebenen eingesetzt. Im Jahresdurchschnitt von 1946 waren in der VÖEST 7.251 Arbeiter beschäftigt gewesen, davon 75% Österreicher, 1,1% so genannte Reichsdeutsche, 1,6% sonstige ausländische Staatsbürger sowie 22,3% Volksdeutsche.⁴⁵ Im Jahre 1947 stieg die Zahl der Volksdeutschen weiter an, im November wurde ein Anteil von 26,6% ermittelt, gegenüber rund 70% österreichischer Staatsbürger.⁴⁶ In den nach 1945 ebenfalls verstaatlichten Stickstoffwerken bestand die Belegschaft Ende 1946 zu 52% aus Österreichern, 40% waren Volksdeutsche, 5% Deutsche und 3% sonstige Ausländer.⁴⁷

AUS DEM LAGERLEBEN

Die Lebens- und Wohnverhältnisse in den Barackenlagern werden anschaulich in den monatlichen Sanitätsberichten der Landessanitätsdirektion an die Militärregierung der USA dargestellt. Da der Anteil der südosteuropäischen Flüchtlinge (Jugoslawien, Rumänien) an Lagerbevölkerung besonders hoch war, waren diese Gruppen somit von den schlechten Wohnverhältnissen am stärksten betroffen.⁴⁸ Im Mittelpunkt sollen jedoch hier eher Alltags- und kulturelle Aspekte stehen. So hatte sich unter den einzelnen D.P.-Gruppen eine spezifische Lagerkultur herausgebildet, wie etwa in der Anlage eigengestalteter Erdhütten, spezieller Gärten, Gedenkstätten wie im Lager in Haid, aber auch der Errichtung so ge-

⁴⁴ Vgl. dazu Alfred Zerlik, Sudetendeutsche in Oberösterreich. Linz 1982, 114–115.

⁴⁵ VA-STAHL Archiv, Projektarchiv Zwangsarbeit, Ordner Statistiken-Graphische Darstellungen – Gefolgschaftsbewegung, VÖEST Betriebswirtschaft, Zentralstatistik 1942–1947, Personalstand 1946.

⁴⁶ Ebenda, Personalstand 1947.

⁴⁷ Vgl. Franz Wurm, Von der Stickstoffwerke Ostmark A.G. 1939 bis zur Agrolinz Melamin GmbH 1995. Diss. Univ. Linz 1996, 20.

⁴⁸ Vgl. OÖLA, MF 818, Landesregierung, Präsidiale, Monatliche Sanitätsberichte der Landessanitätsdirektion an die Militärregierung der USA.

nannter Sommerküchen in den verschiedensten Barackenlagern. Die Sommerküche war an sich ein typischer Bestandteil des josephinischen Kolonistenhauses und fand sich in der Batschka und im Banat. Sie war, ebenso wie die verschiedensten Formen von Erdhütten, nicht nur ein Indikator räumlicher Beengtheit und sozialen Elends, sondern auch eine kulturelle Tradition, die die Vertriebenen und Umgesiedelten mitgenommen hatten.⁴⁹ Die Beibehaltung der eigenen Traditionen war auch damit verknüpft, dass es zu keiner Vermischung der diversen Vertriebenengruppen kam: Man blieb unter sich, Böhmerwalddeutsche, ebenso wie Südtiroler oder Buchenland/Bukowina-Deutsche.⁵⁰ Isolation war also ein Aspekt des Lagerlebens ebenso wie – zumindest bei den südosteuropäischen Lagerinsassen – die Unsicherheit der Dauer des Aufenthalts. „Wenn sie uns nicht hinausschmeißen ...“, äußerte die aus der Bukowina stammende Pauline Kohl im Interview.⁵¹ Angesichts des Barackenelends liefen ab 1947 die verschiedensten Programme zur Auswanderung, zuerst nach Schweden und England, dann nach Frankreich und die USA, schließlich nach Brasilien, Kanada und Australien.

Ein Großteil der Südosteuropäer lebte in jahrelanger Unsicherheit. Pauline Kohl, geboren 1914, erzählte vom so genannten Ufer-Lager in Linz-Ebelsberg: „Wir haben nicht gewußt, wohin uns das Schicksal verschlägt. Da ist eine Kommission gekommen, bei der man sich nach Kanada konnte einschreiben ... Wir haben uns nach Amerika eingeschrieben und dann hat Vater gesagt: ‚Europa hat das beste Klima‘. Und dass er in Kanada war. Im Sommer war so heiß, hast können am Stein Eier backen und im Winter hätte er beinahe gefroren. Und hat gesagt: ‚Europa war besser! Besser war daheim! ... Und wir haben schon die Papiere fast fertig gehabt um nach Amerika, oder nach Deutschland [zu gehen] ... Die Mucha-Söhne ham sich eingetragen nach Amerika, wir auch. Und war(en) mir schon entschlossen ... Ich bin gegangen zu Frau Mucha Karte schlagen und die Karte ham gesagt: ‚Bleib ma lieber da!‘ Alte Frau, sie hat so von Hobby Karte geschlagen, genau wie ich! Ich wann war in Not bin ich zu ihr ... Und sie hat gesagt: ‚Die Karte sagen soll ma bleiben.‘ Und hamma schon

⁴⁹ Vgl. Helene Grünn, Volkskunde der heimatvertriebenen Deutschen im Raum von Linz (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde 13). Wien 1958; Hans Holzträger, Die Erdhüttenlager in Oberösterreich 1944–1952. Eine Dokumentation. München 1974; Alfred Zerlik, Der Weg der Sudetendeutschen von 1945 bis 1980 in Oberösterreich. In: Sudetendeutsche in Oberösterreich. Linz 1981, 10–24.

⁵⁰ Vgl. Oberösterreichische Nachrichten vom 28. Dezember 1945, 4.

⁵¹ Kohl, Umsiedlerlager der Buchenlanddeutschen (wie Anm. 3), Anhang (Interview Pauline Kohl, geboren 1914), 112. In der Folge werden einige Interviews, die im Anhang der Diplomarbeit von Robert Kohl im Volltext enthalten sind, zitiert. Sie stellen einige der wenigen Quellen dar, die es zu diesem Themenbereich gibt. Der Autor hat die Interviews in einer sehr originalgetreuen Form transkribiert, dem Dialekt Rechnung tragend ebenso wie der individuellen Satzgestaltung. Da es sich hier um Zitate aus der Arbeit Kohls handelt, wurden die Interviews an dieser Stelle ebenfalls in genau dieser Form wiedergegeben.

Papiere fast gehabt nach Amerika ... Aber dorthin sind wir nicht gegangen, wir sind hier geblieben.“⁵²

Eine wesentliche Komponente der Traditionen vieler südosteuropäischer Displaced Persons war ihre multikulturelle Alltagspraxis, ihre zumindest teilweise Kenntnis mehrerer Sprachen und Kulturen, die sie in den Herkunftsregionen kennen gelernt hatten. „Ich kann Deutsch reden“, antwortete Josef Opeitz, geb. 1921 in der Bukowina auf Befragen: „Ich kann Ukrainisch reden, ich kann Polnisch reden – dass wir uns gut verstehen. Gib mir ein Polak her, ich werd mit ihm fertig ... Wenn der Vater österreichische Rechte haben wollte, dann musst er sein Rucksack packen ... Wir haben nach österreichischer Sitte gekocht und nach österreichischer Sitte haben wir uns verhalten ... Staatszugehörigkeit rumänisch und Volkszugehörigkeit deutsch! ... ich bin ein Rumäner in dem Sinne, weil ich in der rumänischen Zeit geboren bin und die rumänische Staatsangehörigkeit habe...“⁵³ In den Jahren, die die südosteuropäischen D.P.s in Lagern verbrachten, wurde die Mehrsprachigkeit meist sorgfältig verborgen. „Dass die Volksdeutschen, die natürlich vielsprachig waren, sich aber versteckt haben, damit niemand ihre Zweisprachigkeit oder ihre Mehrsprachigkeit erkennt“, hält Peter Kohl, geboren 1939 fest: „Meine Eltern zum Beispiel, die haben nur versteckt ... eben ukrainisch, rumänisch oder andere Sprachen gesprochen. Und das nur voller Angst, damit es ja niemand in Erfahrung bringt ... Auf einmal waren wir die Ausländer. Was nie so in Erscheinung getreten ist beim Schulgehen. Meine schwierigsten Sachen waren immer die, wenn zum Beispiel einer gesagt hat, „Du Ausländer! Du“ ... Das hat mir schon wehgetan.“⁵⁴

Direkt neben dem Bukowina-Umsiedlerlager Ebelsberg, am südlichen Ende von Linz, war das jüdische D.P.-Lager Davidstern gelegen.⁵⁵ Die Erfahrungen der Nachbarschaft waren in diesem speziellen Fall positiv, wie etwa auch Elisabeth Mauriz, geboren 1920 in Czernowitz, bestätigt. Ein Jahrzehntelange hohe gegenseitige Akzeptanz der Bevölkerungsgruppen ist für Czernowitz nachgewiesen worden. Dass diese Erfahrung nach der Aussiedlung bedeutungslos werden sollte, ist nicht von vornherein anzunehmen und dies war offenbar auch nicht der Fall: „Aus Czernowitz und aus Suczawa, waren wir das Zusammenleben mit Juden gewöhnt. Natürlich gab es Reibereien, wahrscheinlich, ich kann aber nur

⁵² Ebenda, 111 f.

⁵³ Kohl, Umsiedlerlager der Buchenlanddeutschen (wie Anm. 3), Anhang (Interview Josef Opeitz, geboren 1921), 4.

⁵⁴ Kohl, Umsiedlerlager der Buchenlanddeutschen (wie Anm. 3), Anhang (Interview Peter Kohl, geboren 1939), 119 f.

⁵⁵ Vgl. dazu Michael John, Displaced Persons in Linz. „Versetzte Personen“ und Flüchtlinge der Nachkriegszeit. In: Prinzip Hoffnung (wie Anm. 2), 216–222; zur Situation in der gesamten Lagerlandschaft in Ebelsberg vgl. die detaillierte Arbeit Monika Sommer, Fremd- oder Selbstbestimmung? Sozialgeschichtliche Aspekte des Alltags in den Barackenlagern in Linz nach dem Zweiten Weltkrieg; am Fallbeispiel Linz-Ebelsberg. Dipl.-Arb. Graz 1999.

sagen, dass mir bis Hitler kein richtiger Krach im Gedächtnis geblieben ist ... es war lange ein gutes Zusammenleben ... gut, es waren viele Juden Geschäftsleute, die wollten ordentlich verdienen ... aber das ist ja normal für Geschäftsleute, oder? Wir sind 1944, 45 in Linz angekommen und da sind wir nicht so gut empfangen worden ... Wir sind dann, also das war über Bekannte, wir sind schließlich in Wegscheid untergekommen, in einem Lager und gleich, vorher waren wir noch in einem anderen Lager, wir waren auch in Ebelsberg, ... Wir haben jedenfalls bald Geschäfte mit Juden gemacht, in Ebelsberg und dann am Bindermichl. Da waren welche aus Galizien oder der Bukowina und wir haben Lebensmittel gekauft und weiterverkauft und Zigaretten und getauscht ... nur über den Schwarzmarkt konnten wir überhaupt leben ... Wir haben das mit, vor allem waren es zwei jüdische Familien vom Bindermichl, gut organisiert, ich weiß nicht mehr, wie wir zu denen gekommen sind, aber die kamen auch aus der Gegend Bukowina oder Galizien, mein Vater hat die Leute irgendwie aufgetrieben. Das war vielleicht 1946 und 47 oder 48 (?), aber irgendwann haben wir das nicht mehr notwendig gehabt ...“⁵⁶ Dass Juden aus der Bukowina bzw. aus Ostgalizien, die es nach 1945 nach Oberösterreich verschlagen hatte, sich gegenüber der sie umgebenden Gesellschaft kooperativer verhielten als sonst üblich, hat eine gewisse Plausibilität.⁵⁷ Luisa Führer, aus der Gegend von Kolomea in Ostgalizien, lebte ab 1947 in Linz, später dann im jüdischen Lager Davidstern in Ebelsberg. Sie erinnerte sich: „Wir hatten eine deutsche Heimatvertriebene, eine Volksdeutsche (aus der Bukowina), als Kindermädchen für unsere Tochter. Sie hat aufgepasst auf das Kind, als wir bei der Arbeit waren. Die erste Sprache, die Miriam erlernte war also Deutsch und da ich sie nicht verwirren wollte, habe ich auch Deutsch mit ihr gesprochen, solange, bis sie in die Schule kam.“⁵⁸

VON DER VERBORGENEN ZUR VERSUNKENEN GESCHICHTE

Oberösterreich kann als „Kernland“ der südosteuropäischen D.P.s bezeichnet werden, mit der Kernzone in den Bezirken Linz-Stadt und Linz-Land. Insgesamt haben die erzwungenen Verschiebungen großer Menschengruppen Stadt und Umland zeitweise doch wesentlich stärker geprägt, als dies im allgemeinen

⁵⁶ Interview mit Elisabeth Mauriz, geboren 1920, am 10. Mai 1999.

⁵⁷ Diese Juden hatten die nationalsozialistischen Judenverfolgungen nicht persönlich erlebt; sie waren von rumänischer Seite verfolgt worden oder mit dem sowjetischen System konfrontiert gewesen. Sie kannten Mauthausen nur vom Hörensagen. Oft selbst aus ihrer Erziehung heraus sehr deutschfreudlich eingestellt, reagierten häufig anders und kooperativer als Juden, die im Herrschaftsbereich des Deutschen Reichs verfolgt wurden und nur knapp überlebt hatten.

⁵⁸ Interview mit Luisa Führer, geboren 1920, am 15. Mai 1994.

Selbstverständnis merkbar ist. In die Nähe eines kulturellen, sozialen oder wirtschaftlichen Mainstreams kamen die Vertriebenen und Geflüchteten jedoch nie, dazu war diese Kategorie doch zu klein, zu disparat und zu defensiv eingestellt. Andererseits, wer genau hinsah, dem war die Existenz dieser Menschen geläufig. In vielen Regionen Oberösterreichs waren sie aufzufinden, vor allem aber im Großraum Linz, in St. Martin, Traun und Ansfelden, in Haid, Oftering, Pasching und Marchtrenk: Sensen dengelnde alte Männer im Morgengrauen, alte Frauen in schwarzer Kleidung und mit schwarzen Tüchern, ärmlich gekleidete Kinder. Die unbestreitbare Existenz der Gruppe mit beachtlicher Größendimension führte dazu, dass am 2. Oktober 1950 in Linz eine „Kommission für volksdeutsche Angelegenheiten“ bei der Landesregierung eingerichtet wurde.⁵⁹

Die erste Generation der südosteuropäischen D.P.s war von Isolation, aber auch hohem sozialen und kulturellen Zusammenhalt geprägt. Bereits in der damaligen Lagerkindergeneration – die noch im Ausland geboren – streng genommen ebenfalls zur ersten Generation gehört, – zeigt sich eine deutliche Erosion des Zusammenhalts, aber auch der Informationen über die Gruppe und ihre Traditionen selbst: „Wir haben schon Kontakt“, erzählt Peter Kohl, geboren 1939: „Und zwar ist das so: Die älteren Leute, oder ein Großteil der älteren Leute ist natürlich weggestorben, der Kontakt der jungen Leute zueinander ist ein anderer wie es früher war ... Und zwar organisiere ich jedes Jahr im Monat Juni so ein Treffen ... Wir sitzen dann immer zusammen, so sieben, acht oder zehn Personen, ehemalige Kinder vom Ufer-Lager Ebelsberg. Und da ist natürlich der Ausdruck ‚Lagerbuben-Treffen‘ für uns treffend. Und so machen wir alle Jahre ein zwangloses Treffen ... Diese Treffen, wie sie bei meinen Eltern üblich waren, oder bei vielen der Bewohner im Lager, wo eine Familie zur anderen ging und die besuchte usw., die finden eben nicht [mehr] statt. Das ist schade ... Wir treffen uns [nur] im Gasthaus und da weiß keiner vom anderen genau Bescheid.“⁶⁰

Für die zweite Generation, also jene Generation, die bereits in Österreich geboren wurde, war die Situation wesentlich schwieriger: die meisten Kinder kannten die Lager und auch das Herkunftsland nicht. Die Eltern, die ehemaligen ex-enemy-D.P.s, die persönlich häufig die Erfahrung machten gesellschaftliche Außenseiter zu sein, waren mittlerweile in Häuser und Wohnungen übersiedelt. Die Kinder waren in der Folge häufig mit Eltern- oder Elternteilen konfrontiert, die über ihren Familienhintergrund nur wenig preisgaben und dies oft in widersprüchlichen Aussagen. Erwin M. beispielsweise, der einen ukrainischen Namen

⁵⁹ Möglicherweise wurde die Einrichtung dieser Kommission durch die Abhaltung eines öffentlichen Hungerstreiks am Linzer Taubenmarkt bewirkt, der eine Verbesserung der rechtlichen Lage der Volksdeutschen in Österreich zum Ziel hatte. OÖN vom 3. Oktober 1950.

⁶⁰ Kohl, Umsiedlerlager der Buchenlanddeutschen (wie Anm. 3), Anhang (Interview Peter Kohl, geboren 1939), 114.

trägt, wehrt die Frage nach dem familiären Hintergrund seines Vaters gleich ab: „Ich weiß nichts, er hat weder gesagt, warum er genau nach Linz gekommen ist, ich weiß auch nicht, wo er geboren wurde. Mein Onkel könnte da vielleicht mehr wissen ...“ Auf die Frage, ob er (Erwin M.) nie versucht habe, mehr über die Familiengeschichte zu erfahren, antwortete er: „Er hat von selber nie Genaueres erzählt und wenn, dann habe ich mich nicht ausgekannt. Also, wo er eigentlich herkommt und warum, das weiß man eben nicht genau. Ich habe da auch nie genauer nachgefragt. Wir waren jedenfalls arm, hatten wenig Geld, der Vater war Arbeiter, man merkt an seinem Deutsch, dass er aus dem Osten kommt. Er ist Ukrainer. Wo wir gewohnt haben, das waren lauter ehemalige Flüchtlingsfamilien. Und man glaubt es nicht, noch in den siebziger Jahren gabs da Plumpsklos, Alkoholismus und Drogenprobleme.“ Erwin M. selbst hat eine steile Karriere hinter sich: vom Flüchtlingskind zum Manager. Heute ist er einer der bedeutendsten Stahltrader Europas.⁶¹

Ulrike K., geboren 1955, ist Lehrerin und sie hat sich mit den ausweichenden Antworten ihrer Mutter Helene K. (1920–2000) nicht zufrieden gegeben. „Ich habe sie natürlich nach ihrer Familiengeschichte gefragt, aber sehr viel habe ich nicht herausbekommen. Was ich erfahren habe, habe ich oft nur unter Schwierigkeiten erfahren, und dann bin ich auch nicht sicher, ob alles mit dem Namen stimmt. Also: Der ursprüngliche Name meiner Mutter ist eigentlich Rundenczuk (Rundentschuk) gewesen, sie hat sich aber Bauer genannt, sie hat den Namen ihrer Mutter angenommen, wie sie nach Linz gekommen ist. Ich erinnere mich noch, dass sie, wie wir Kinder waren, oft gesagt hat, dass wir auf keinen Fall sagen dürfen, dass sie eigentlich Rundenczuk heißt. Warum sie das gesagt hat, weiß ich eigentlich nicht, sie hat keinen Grund dafür angegeben ... Wir haben lange geglaubt, sie kommt aus Czernowitz, das hat sie immer gesagt, aber ein paar Jahre vor ihrem Tod hat sie dann erzählt, dass sie aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Czernowitz kommt, den Namen hat sie aber nie genannt ... Sie hat von ihrem Vater erzählt, der war angeblich ein Spieler, war aber im Ort sehr beliebt und hat sehr schöne Pferde besessen ... Sie waren fünf Kinder und ich weiß nichts weiter über diese Familie ... Ich weiß nicht, wie meine Mutter nach Linz gekommen ist. Wie wir Kinder waren, hat sie fast nichts erzählt, erst ein paar Jahre vor ihrem Tod hat sie ein bisschen was herausgelassen ... Ein Onkel dürfte in Kanada gewesen sein, anscheinend sind alle Geschwister schon gestorben ... Ich kenne niemanden aus der Familie, meine Mutter hat aus Czernowitz nichts mitgenommen, nicht einmal ein Photo hatte sie von sich ... Meine Schwestern und ich haben sie gefragt, warum sie keinen Kontakt zu ihren Geschwistern, zu ihrer Familie aus Czernowitz aufgenommen hat. Ihre Rechtfertigung war Angst vor den Russen. Dass sie Angst hatte, dass ‚die Russen‘ dann

⁶¹ Gespräch mit Erwin M. am 10. Oktober 2003.

ihrer Familie etwas antun. Das war schon etwas paranoid ... Für mich als Kind war das sehr prägend, meine Mutter hat zu uns Kindern oft gesagt, also immer wieder: ‚Wir sind anders, wir sind fremd, wir sind Außenseiter, wir werden nicht so behandelt wie andere, wir müssen aufpassen!‘ ... Und da sagt dir die Mutter ‚Wir sind fremd‘ und dabei sind wir doch alle in Linz geboren .“⁶²

Mit dem Tod der Mutter verschwand die Chance, nachzufragen, noch etwas mehr zu erfahren oder doch das eine oder andere Dokument oder Erinnerungsstück zu beschaffen. Helene K. hat sich in den letzten Lebensjahren, wenngleich mit bisweilen widersprüchlichen Aussagen, doch etwas geöffnet. Vor ihrem Tod las sie Gregor von Rezzoris Autobiographie „Mir auf der Spur“. Sie kam bis Seite 67. Nun ist aus der verborgenen eine versunkene Geschichte geworden.

⁶² Interview mit Ulrike K., geboren 1955, am 12. Jänner 2004.